

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 43

Artikel: Baumwollernte in Amerika
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stören und als über Jahr und Tag das Schicksal vor ihn trat und sprach: „Büblein, du mußt jetzt was werden,“ so wußte er gleich was antworten: „Eisenbähnler!“ Aber das Schicksal, das durch den Mund des Göttis und zweier Lanten sprach — der Vater war damals schon lange tot —, erklärte: „Eisenbahner“, das sei überhaupt kein Beruf, auch sei Zenzchen ja an einem Mittwoch und nicht an einem Sonntag geboren. Nur die Glückskinder würden Eisenbahner. Freilich, Eisenbahner zu werden wäre nicht so dumm, denn die Eisenbahner könnten alle gut heiraten, alle Mädchen schleckten sich nach ihnen die Finger. Die, die einen Eisenbahner bekäme, die wüßte, daß sie versorgt und aufgehoben sei, selbst wenn eine Lokomotive sie eines Tages zur Witwe mache.

Solche Reden hatten Zenz traurig und froh gemacht. Traurig, weil er halt jetzt doch ein Schlosser werden mußte. Aber noch manchmal in den langen drei Lehrjahren fiel es ihm beim Feilen oder Zuschlagen ein: „Donner, ein Eisenbähnler wirst doch noch einmal, schon wegen den Mädchen, die sich die Finger . . .“ Aber da wurde er Rekrut und kam hinauf an den Gotthard.

Du blau's Wunder, was war das für eine Bahn, die Gotthardbahn! Auf der Kondukteur zu sein, das war ganz zweifellos der Gipfel, mehr konnte das Leben nicht mehr bieten! Damals wußte er genau, er mußte einmal zur Eisenbahn und wenn es zwanzig Jahre gehen würde. Es ging nicht zwanzig, nur noch drei Jahre. Auf die Aufnahmsprüfung für Kondukteure achte er wie ein Medizinstudent aufs Staatsexamen; den beredten Franzosen konnte er vorwärts und rückwärts auswendig. Und nach glänzend bestandener Prüfung kam der Tag, da er in die dunkelblaue Uniform schlüpfte, sich die Mütze mit dem Flügelrad auf die mit Pomade gescheitelten Haare setzte. Und da er sich im Spiegel besah und sein Schnäuzlein aufstreuzen sah, wie das Schwanzfederchen eines Entenrucks, da murmelte er: Wohl, wohl, jetzt begreif ich schon, daß die Mädchen nach so einem Burschen . . . Und dann ging er mit dem alten Kondukteur nach dem Personenbahnhof und rief mit viel Stimme und imponierendem Tonfall: „Wiedbach — Neudorf — Schnellzug, ohne Anhalten bis Neudorf!“

Endlich piff der Zugführer. Zenz lief nach vorn, warf die Türen zu, daß es krachte. Hallo nun fuhr der Zug. Und jetzt — jetzt kam der Moment, auf den sich Zenz schon lange gefreut hatte: mit einem eleganten und sicheren Sprung setzte er auf das Trittbrett des fahrenden Wagens, stieg mit bedächtigem Schritt das Trepplein hinauf, wandte sich und grüßte mit lässiger Handbewegung und von oben herab den Mann in der wunderschön roten Mütze. Das Loch der Willette unter der Aufsicht des älteren Kollegen war schon weniger fröhlich, man stand so vor allen Leuten als Lehrbube da! Aber die acht Tage waren bald vorbei und nach Monaten und Tagen war er fest angestellt und fuhr nun schon drei Jahre durch unser Ländchen.

Hei, wie dieses Ländchen an den Zügen vorbeiflog: im Morgennebel, in heller Mittagssonne, in triefendem Regen, und jeden Tag war es neu und immer heimelig und lieb. Das Fahren gefiel Zenz von Tag zu Tag besser, wengleich der Dienst auch seine bösen Seiten hatte. Daß ein Kondukteur auch mit den Güterzügen fahren mußte, war eine lausige Einrichtung! Aber das schlimmste waren die Morgenzüge! So mitten im Winter morgens 4 Uhr auf — heiliges Kanonenrohr! Zenz hatte einen über alle Maßen guten Schlaf. Er erwachte so schwer. Kein Wecker drang bis in die Tiefen seiner Ruhe. Keine Erfindung — fallende Brettlein, Gewichtsteine, die er mit der Uhr in Verbindung gebracht — warf ihn auf die Dauer zur rechten Zeit aus dem Bett. Schon zweimal war es vorgekommen, daß der Zug ohne Zenz abgefahren war. Er hatte seine Verwarnung in der Tasche. Das dritte Mal ging es damit nicht ab . . . dann, das wußte er wohl, . . . dann war er Kondukteur gewesen.

Wie dieses Unheil abzuwenden wäre, darüber verjüngerte er sich den Kopf. Da geschah es eines Tages im Bahnhofsbuffet zu Kreuzdorf, wo er seine Mehlsuppe frühstückte, daß die Rosalie Guterjohn mit einem Köfferlein hereintrat, ihm die Hand gab und sagte, sie gehe jetzt fort, sie sei lange genug hier Kellnerin gewesen. Sie sei gestern drei Minuten zu spät in den Dienst gekommen und darüber habe man sie heftig angefahren. Das lasse sie sich nicht bieten. Sie sei die Pünktlichkeit selber und bisher immer zu früh, kein einziges Mal zu spät gewesen.

Wie sie das mache, daß sie immer rechtzeitig erwache, wollte Zenz wissen.

He, sie nehme es sich halt vor.

Sie solle noch ein Bierlein trinken und ihm erklären. Die Rosalie nahm ein Bierlein und behauptete auf die sechste oder siebente Frage, von denen eine eindringlicher war als die andere: sie getraue sich einen heiligen Schwur darauf zu tun, daß sie in ihrem Leben keine halbe Minute mehr später erwache, als sie sich vornehme. Da gingen dem Zenz, während er den letzten Suppenlöffel zum Munde führte, alle Mädchen durch den Kopf, die er kannte: die Rösi im „Eisenbähnlein“ in Zuzikon, das Flörli vom Bahnhofrestaurant Stein, die Trine von Oberholz, die . . . ach du gute Zeit, was kennt so ein Eisenbähnler nicht für Jungfräulein landauf und ab. In jeder Station eine, mit der er ein gutes und doppelsinnig Wort gewechselt hat! Von wieviel weißen und bunten Blusen, die in seine Nähe kamen, hatte sich Zenz' dunkelblauer Uniformärmel schon abgehoben; wieviel Blicke, inhalts- und verheißungsvolle, hatte er schon verschenkt und wie oft hatten diese Blicke geprüft und dem Gehirn Erkenntnisse gegeben folgender Art: Du Zenz, das ist ein donnersschön Mädchen, wird passen zu dir; aber nein, die Annemarei in Sternheim ist halt gescheit. Herrgott, die Else kann mal lachen, wär das eine lustige Frau! vielleicht aber wärest besser versorget mit der Neffikonner Berta . . . „Besser versorgt . . . besser versorgt!“ He, mit wem konnte Zenz besser versorgt sein als mit einer, die sich vornehmen konnte, dann und dann zu erwachen und zur rechten Sekunde aus dem Schlaf fuhr, ob er sie gleich mit Zentnersteinen belaste. Wer das konnte, der müßte sich ganz in der Gewalt haben. Wer sich aber ganz in der Gewalt hatte — so hatte Zenz einmal irgendwo gelesen, der besaß die notwendigste Voraussetzung zum Glück und namentlich zum Eheglück. Und da Zenz den letzten Löffel voll Mehlsuppe zum Munde führte, gewahrte er, daß Rosalie Guterjohn des schönste Mädchen auf allen Stationen des III. eidgenössischen Eisenbahnkreises war; und — he nun ja, es ist so gekommen, wie's nach dieser Entdeckung gar nicht mehr anders möglich war. Es muß aber was dran sein an dem, was Zenz einmal gelesen hat: wer sich ganz in der Gewalt hat, der besitzt die notwendigste Voraussetzung zum Glück. Zenz pfeift, wenn er abends nach Hause geht, und pfeift, wenn er morgens, sei's 4 oder 8 Uhr, zum Bahnhof stieft. Er wird nächstens mal Zugführer werden, wird eine wunderschöne rote Tasche erhalten, und wenn man ihn fragen wird, wie er es so weit gebracht habe im Leben, wird er sagen können: daran sind drei Dinge schuld: „Zum ersten habe ich Freude an meinem Beruf, zum andern habe ich eine tüchtige Frau und zum dritten hat meine Frau sich selber in der Gewalt und ich mich auch ein bißchen.“

Baumwollernte in Amerika.

Wir gingen in die Morgendämmerung hinaus, Säcke mit breiten Tragbändern über den Schultern, wassergefüllte Tonkrüge in den Händen. Ein Stückchen glühendroter Sonne war schon am Horizont zu sehen und der feine weiße Nebel über dem Meer von Grün zog sich langsam in die Höhe. In wenigen Minuten hatten wir das Baumwollen-

feld erreicht, das gepflückt werden sollte. Der alte Farmer und die beiden Mädchen tauchten sofort in die Buschreihen hinein.

„Du hängst dir den Sack um, so, daß du ihn neben dir herschleiffst,“ erklärte Charley, „und dann pflückst du mit beiden Händen die Früchte aus den Kapseln und steckst sie in den Sack. Und in zwei Stunden wird dir der Rücken so weh tun, daß du meinst, mit deinem Rückgrat sei irgend ein Malheur passiert. Aber das ist nur die Baumwollkrankheit, und sie hört auf, wenn du dich erst einmal an das Büden gewöhnt hast.“

Er fing an einer Sträucherreihe zu pflücken an, ich an der nächsten. Seine Arme arbeiteten wie Windmühlenflügel und seine Hände wühlten in den Baumwollbüschen, zupfend, greifend, pflückend . . . Wie feines, schneeweißes Haar sahen die Silberknollen aus. Sie steckten in vier zusammengewachsenen rundlichen Kapseln und ließen sich mit einem leisen Griff herauszupfen, so, wie reife Eicheln leicht aus ihren Behnern fallen. Dort, wo die Früchte aus den Kapseln herauswuchsen, waren sie fest und hart; die von den Fäden fein umspinnenen Samenkügelchen konnte man deutlich fühlen. Aus dem festen Kern heraus aber quoll es seideweich, faustgroß, in runden Bällen, von denen zwischen breitem Grün Duzende und Aberduzende an jedem der Sträucher saßen. Ich zupfte und zupfte, doch Charley war schon weit voraus. Da kam der Eifer des Wettbewerbs über mich. Mit flinken Fingern ging's in die weiße Pracht hinein, die Bälle einheimsend, so schnell es nur gehen wollte. Ich hatte nur Augen für meine Hände, die hastend vom Busch zum Sack und vom Sack zum Busch flogen. Bald fing mein Rücken zu schmerzen an, denn die Sträucher reichten einem nur bis zu den Schultern und man mußte fortwährend in gebückter Stellung stehen.

„Ausleeren!“ rief Charley.

Sein Vater und seine Schwester waren herbeigekommen. Der Alte zog eine primitive Federwage aus der Tasche und begann mit dem Wiegen.

„Charley, 25 Pfund.“

„Ich armer alter Mann: 23 Pfund.“

„Marn, 24 Pfund.“

„Lizzie, 22 Pfund.“

„Ed, 18 Pfund. Verdammt gut für einen Grünen.“

Ein Schluck Wasser aus den Tonkrügen, und dann ging's wieder in die Buschreihen hinein. Die Stunden flogen dahin; Reihe auf Reihe wurde abgepflückt, Sack auf Sack gewogen und ausgeschüttet, bis am Ende des Feldes es sich aufstürmte wie Hügel frischgefallenen Schnees. Immer heißer wurde es. Der schwere Hut drückte auf meinen Schädel, das Tragband schnitt in die Schultern ein, die Kleider schienen mir am Leibe zu kleben; aber ich war so vergnügt wie schon lange nicht mehr, froh wie ein Kind, das ein neues Spielzeug bekommen hat. Beim Mittagessen aß ich mehr, als ich je in meinem Leben gegessen hatte und am Abend war ich so müde, daß mich die ganze Familie auslachte! Und am Abend des dritten Tages schrieb ich einen begeistertsten Brief an meine Eltern. Ich sei Texasfarmer. Mir ginge es ausgezeichnet. Es sei wunderbar — einfach wunderbar . . .

Die Neger kamen. Sie halfen pflücken und luden ihre Baumwolle auf dem Farmhof ab. Denn ein großer Teil der Farm war an Neger verpachtet, die Land und Werkzeug geliefert bekamen und dafür die Hälfte der Ernte abliefern mußten. Sechs Familien waren es, Männer in zerfetzten Hosen, Weiber in roten und blauen Röcken und grellfarierten Kopftüchern, plitternackte Kinder, die alle zusammen schwabend und schreiend in die Baumwollfelder zogen und gefüllte Säcke herbeischleppten, bis sich weiße Berge auf dem Farmhof türmten.

* * *

Am Ende der Woche ging's mit vier hochbeladenen Wagen nach der Baumwollmühle. Einen Wagen fuhr

ich und kam mir sehr wichtig vor auf meinem hohen Sitz und hielt die Zügel krampfhaft in den Händen, als ob die alten Maultiere nicht auch ohne mich hinter den Wagen dreingelaufen wären! Nach einer halben Stunde Fahrt hielten wir mitten im Wald vor einem wackelig aussehenden hölzernen Gebäude, aus dessen hohem eisernen Schornstein schwarzer Rauch quoll.

Drinne begannen Maschinen zu stampfen. Ein Wagen nach dem andern wurde dicht an das Gebäude herangefahren und sein weißer Inhalt mit großen Holzschaufeln in eine breite Oeffnung hineingeschaufelt. Von dort brach ein endloser Aufzug, ein breiter Lederband mit Holzkästchen, die Baumwolle nach oben. Wir gingen in die Cottongin, die Baumwollmühle, hinein, an einem Dampfessel vorbei, den ein halbnackter Neger mit Holzlögen fütterte, und stiegen auf einer Leiter zu dem Maschinenstockwerk empor. Aus dem Aufzug flutete ein weißer Strom von Baumwolle in ein Sägewerk, dessen mit ungeheurer Geschwindigkeit sich hin und her bewegende kleine Sägen die Silberfrüchte zerrissen und zerfekten. Die federleichten weißen Fäden wurden von der Maschine weitergeschoben in einen breiten Holzkasten hinein, der senkrecht bis hinab auf den Erdboden reichte, während die schweren Samenkörner durch eine Oeffnung in den untern Raum fielen. War der Holzkasten mit Baumwollfasern angefüllt, so senkte sich eine hydraulische Presse herab, die genau in seine Oeffnung paßte, und preßte die leichte weiße Masse in einen schweren Ballen zusammen, den mechanische Vorrichtungen mit Sackleinwand und Eisenbändern umspannten.

Der alte Muchow pinselte mit schwarzer Farbe auf jeden Ballen ein gewaltiges M.

„So,“ sagte er, „nun wollen wir den Samen in einen Wagen schaufeln und die acht Baumwollballen auf einen zweiten Wagen laden. Ihr beide könnt dann nach Brenham hineinfahren. Euch Jungens macht es doch mehr Spaß, wenn ihr in die Stadt fahren könnt, als mir. Ich denke, wir spannen die vier Gänge vor deinen Wagen, Charley, und geben Ed die Maultiere. Mit denen kann er zurecht kommen.“

„Selbstverständlich!“ behauptete ich.

Wenn man mich damals gefragt hätte, ob ich eine Dampfmaschine zu erbauen verstünde, würde ich wahrscheinlich auch ja gesagt haben!

Aus: „Erwin Rosen, der Lausbub in Amerika“, Verlag Rob. Luz, Stuttgart.

Auf der Strassenbahn.

In Hitze und Frost, in Staub und Regen,
Jedweden Wetter die Stirn entgegen,
Die Hand an der Kurbel, das Auge gespannt:
So steht der Führer auf seinem Stand,
So steht er von früh bis abends spät.
Das schwächt um ihn, das kommt und geht,
Das stößt und drängt sich, das scherzt und lacht
Bis in die tiefe Mitternacht.
Starr blickt er hinab in der Straße Gewühl,
Er steht auf Posten, er kennt nur ein Ziel,
Wie's um ihn auch hastet und wirrt und flieht:
Daß nur kein Unglück, kein Unglück geschieht!
Nur einmal da draußen, da kann es geschehn,
Wo grün an der Straße die Bäume noch stehn,
Da bricht ein Lächeln die starre Ruh,
Bom Wegrand blickt fröhlich sein Weib ihm zu,
Sein Junge springt flink an die Bordertür:
Und bringt ihm ein Brot und bringt ihm ein Bier,
Fährt jubelnd mit zur Endstation:
Das ist des Tages reichster Lohn. —
Sei jedem, wie und wo er auch fährt,
Solch eine Strecke Weges beschert!

Jakob Loewenberg.